

Die Felle Welt

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Was den Huster Gottlieb eigentlich veranlaßt hatte, dem Handwerk der Väter untreu zu werden, wußte niemand. Der Vorgang war um so auffälliger gewesen, weil Gottlieb, als der Meßere, nach des Vaters Tode den ersten Posten in der Husterhütte bekleidet hatte und anerkannt tüchtig im Fache war. Die Erlengrunder hatten den Gottlieb seines verschlossenen Wesens halber immer als einen Sonderling angesehen. Nur der Bocherrieder, der einzige Mensch, der Gelegenheit gehabt hatte, den Gottlieb näher kennen zu lernen, vertrat entschieden die Meinung, bei dem Gottlieb bewahrheitete sich das alte Sprichwort: Stille Wasser sind tief. Er sei der beste und geschickteste Kerl von ganz Erlengrund, er könne es nur nicht von sich geben.

Damit hatte der Bocher den Gottlieb ganz zutreffend charakterisiert. Von der Natur mit einem tiefen und reichen Innenleben ausgestattet, fehlte dem Gottlieb die Fähigkeit, das, was in ihm webte und lebte, nach außen hin zum Ausdruck zu bringen. Eine unüberwindliche Scham, sein Innere zu enthüllen, verschloß ihm den Mund. Je mehr ihm das Herz war, je mehr er zu einer Sache zu sagen gewußt hätte, desto weniger brachte er heraus.

Dieser Defekt der Naturanlage, den er vielleicht in reiferen Jahren noch auszugleichen vermocht hätte, sollte dem Gottlieb in der glücklichsten Periode des Lebens, als die Liebe in sein Jünglingsherz einzog, verhängnisvoll werden. Schon als Knabe hatte er eine lebhaft zuneigende zur Karoline Niselli, dem Waisenkinde, empfunden. Aus der Zuneigung war innige Liebe geworden. Aber ehe er seine Scham überwinden und sich dem geliebten Mädchen offenbaren konnte, war ihm sein Bruder Gottlieb zuvorgekommen, hatte ein Verhältnis mit der Karoline angeknüpft und von ihr die Zusage für den Lebensbund erhalten.

Den Gottlieb hatte dieser Schlag hart getroffen. Als das erste Aufgebot der Verlobten in der Kirche erfolgte, war er mit sich im Reinen. Er mußte fort aus dem Husterhause, noch ehe die Heißgeliebte als die Frau des Bruders einzog. Der Aufenthalt mit ihr unter einem Dache würde ihn umbringen, das fühlte er deutlich. Da war es besser, er ging hinaus in die Waldeinsamkeit. Unter die Menschen paßte er ja doch nicht.

Dem Entschlusse war die Ausführung auf dem Fuße gefolgt. Nun saß er schon über zwei

Jahrzehnte draußen in seiner selbstgezinimerten, aus rohen Stämmen zusammengefügt und mit Baumrinde und Rasen bedeckten Blockhütte.

Schinden und plagen mußte sich der Gottlieb auch als Köhler genug. An eine regelrechte Nachtruhe war, solange auch nur ein Meißler brannte — und für gewöhnlich brannten deren gleichzeitig zwei bis drei — überhaupt nicht zu denken. Der schwelende Brand in den großen, in Kreisrunder Form aufgeschichteten und mit Reisig und Erde bedeckten Holzstöcken mußte aufmerksam verfolgt und in seinem Fortschreiten beobachtet werden. Durch entsprechende Luftzufuhr war dafür zu sorgen, daß das Feuer weder ausging noch als lodernde Flamme die Erdoberfläche durchbrach. Bei jeder Wendung des Windes in Richtung und Stärke mußten die mit einem spitzen Stabe durch die Erdoberfläche gestochenen Zuglöcher verlegt, vermehrt oder vermindert werden.

Aber es gab doch Pausen. Wenn die Meißler erst im Gange waren und der Verkohlungsprozeß bei ruhigem Wetter normal fortschritt, dann konnte der Gottlieb stundenlang vor seiner Hütte sitzen, im Sommer dem Gesang der Vögel lauschen oder in tiefem Sinnen seinen Gedanken nachhängen.

Aus dem nagenden Schmerz über das verlorene Lebensglück war tiefe Resignation geworden. Lange schon lag sie unter grünem Rasen, die ihn einst in die Einsamkeit getrieben hatte.

Nur ein Sonnenstrahl reinen Glückes war in sein Leben gefallen: die große Zuneigung, welche die Tochter der Verbliebenen für ihn empfand und in jeder Weise bekundete.

An den Wochentagen bereitete sich der Gottlieb sein einfaches Mittagessen selbst. Aber an den Sonn- und Festtagen, da ließ es sich die Minna, wie immer auch das Wetter sein mochte, nicht nehmen, ihm einen Anteil vom Mittagsmahl im Husterhause hinauszutragen.

Denn draußen in der einfachen Blockhütte da wick ja der Alp, der im Vaterhause auf ihr lastete. Da konnte sie schalten und walten nach Herzenslust, ohne daß ein Verbot des Onkels, der ihr immer nur mit stillem, glücklichem Lächeln zusah, sie in ihrem Tun störte. Vom Frühjahr an, wenn die ersten Blümlein am Bachesrand hervorproksten, bis zum Herbst, wenn das Gaidekraut blühte, schleppte sie an jedem Sonntag einen Niesenstrauch zusammen,

um damit das Köhlerheim zu schmücken. Wenn sie dann mit ihren Blumen bepackt singend und jubelnd daherkam, war es dem Gottlieb oft, als sei die Minna eine gütige Fee, geschickt von der Verstorbenen, um ihn für das Herzeleid, das er ihrthalben erlitten hatte, zu entschädigen.

Ursprünglich hatte das Innere der Blockhütte nur aus einem einzigen Raum bestanden. Erst später hatte ihn der Gottlieb durch Einfügung einer Zwischenwand geteilt, um, wie er lachend zur Minna sagte, ein Puststübchen herzustellen, in dem sie sich bei ihren Sonntagsbesuchen setzen könne, ohne sich anzurufen.

In den drei bis vier Wintermonaten, in denen die Köhlererei ruhte und der Gottlieb sich mit Holzfahren beschäftigte, hatte er an den langen Abenden zum Zeitvertreib Holzschneiderei angefangen. Bald hatte er an dieser Beschäftigung Gefallen gefunden und im ersten Winter schon einige hübsche Sachen zusammengebastelt, mit denen er den Anfang in der Ausstattung seiner Puststube machte. Als er sah, welche Freude die Minna über diese Werke seiner Hand empfand, arbeitete er in den nächsten Wintern doppelt fleißig. So war nach und nach ein Raum von eigenartig anheimelndem Reize entstanden, in dem zu weilen der Minna großes Vergnügen machte. Besonders war es eine kleine Truhe, die auf dem dreieckigen Tische in einer Ecke des Raumes stand, auf der immer wieder ihre Augen mit Entzücken ruhten. Wie das Ding sich öffnen ließ, hatte sie noch nicht ergründen können; ebensowenig wußte sie, was es enthielt. Vor Jahren hatte sie einmal den Onkel danach gefragt, aber nur die Antwort erhalten: „Ein Heiligtum“. Der Ton, mit dem der Gottlieb diese beiden Worte gesprochen, hatte so eigenartig geklungen, daß die Minna seitdem ihre Neugierde völlig zügelte und mit keinem Worte mehr auf den Inhalt des Kästchens zurückkam. Dafür stellte sie immer vor die Truhe ihre Blumen, und sie merkte wohl, wie gut der Onkel diese pflegte.

Den größten Kontrast zu seiner Puststube, dem Schmuckkästchen seiner Fee, bildete der Wohnraum Gottliebs. Er enthielt außer dem einfachen, aus Granitsteinen errichteten Herd nur einen Tisch und einige Stühle, alles in klobiger Form aus rohem Holze hergestellt, sowie die mit Waldheu gefüllte Lagerstätte und einiges sonstiges unentbehrliches Hausgerät.

Als die Minna heute, nachdem sie das Essen aufgetan und die Wäsche ausgepackt hatte, nicht in ihrer fröhlichen Weise plauderte, merkte der Gottlieb sofort, daß es im Gusterhause wieder einen Zusammenstoß zwischen alt und jung gegeben hatte. Auf seine Frage, was denn passiert sei, erzählte die Minna den Vorgang vom Morgen, am Schlusse hinzufügend: „Aber das hat ja nichts zu bedeuten, da habe ich mich eben nur einige Stunden umsonst mit den Vorhemdchen abgemüht. Aber daß Vater mir täglich aufdringlicher den Nagelschmieds Ernst als Mann empfiehlt und jetzt auch noch verlangt, daß ich mir den alten Thiele zwar vom Leibe halten, aber doch freundlich mit ihm sein soll, das ist es, was mich ärgert und empört.“

„So, aus dem Loch weht der Wind! Unter die Haube will Dich Dein Vater bringen!“

„Ja! Schon lange quält er mich mit Andeutungen, daß der Ernst mir gut sei, eine passende Partie für mich wäre und so weiter. Aber ich will den Ernst nicht zum Mann, ich will ihn unter keinen Umständen.“

„Na, dann nimmst Du ihn auch nicht und noch weniger läßt Du ihn Dir aufzwingen. Die Ehe ist eine furchtbar ernste Sache. Nur wenige finden in ihr das erhoffte Glück. Es fehlt oft genug selbst dort, wo die Ehe aus gegenseitiger Zuneigung geschlossen wurde; geschweige gar, wenn im vornherein ein Teil gegen den anderen Widerwillen empfindet. Im täglichen Zusammenleben ergeben sich gar viele Differenzen, an die vorher niemand denkt. Sind dann beide Teile starrköpfig und will oder kann sich keiner in den anderen schicken, so ist es mit Glück und Frieden bald vorbei. Deine Mutter hat das erfahren müssen.“

„Meine Mutter!“ rief die Minna lebhaft, „warum habt Ihr mir nie etwas über sie mitgeteilt? Ich habe sie ja nur noch ganz dunkel in der Erinnerung. Meinen Vater mag ich schon gar nicht erst fragen, aber Du, Onkel, warum hast Du mir nichts über sie erzählt? So oft ich Dich gefragt habe, bist Du mir ausgewichen und hast von etwas ganz anderem angefangen. Hat Dir meine Mutter ein Leid zugefügt?“

Gottlieb, der seine letzten Worte innerlich bitter berante, schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ja, Du hast recht, Minna, ich habe es bisher vermieden mit Dir über Deine Mutter zu reden. Es wäre für Dich zu ernst und zu hoch gewesen. Und vorfabulieren wollte ich Dir nichts. Aber jetzt bist Du ein großes Mädchen geworden und ein verständiges dazu. Da kannst Du schon etwas von dem Lebensschicksal der Frau erfahren, die Dich unter ihrem Herzen getragen hat. Hast ja ein Unrecht darauf, zu hören, wie es Deiner Mutter im Leben erging.“

Nach kurzem Zögern fuhr der Gottlieb langsam fort: „Mein, Kind, ein Leid hat mir Deine Mutter nicht zugefügt. Aber ich — ich habe sie lieb gehabt. — Sie hat davon nichts gewußt, sicher nicht einmal etwas geahnt. — Habe mein Herz nie auf der Zunge getragen, mich auch immer schwer mit Worten behelfen können. — So hat sie Deinen Vater geheiratet.“ Gottlieb schwieg und stützte den Kopf in die Hand. Es schien als ob ihm diese wenigen Worte sehr schwer geworden waren.

Auch die Minna war ganz betroffen. Mit seinem weiblichem Instinkt erriet sie nun sofort, was den Onkel aus dem Gusterhause getrieben hatte. Erst nach geraumer Zeit fragte sie leise: „Und sie ist nicht glücklich gewesen, meine Mutter?“

„Konnte es wohl nicht werden, Minna. Will damit auf Deinen Vater durchaus keinen Stein werfen; das sei ferne von mir. Es war eben ein Stück Verhängnis, wie es so oft unter den Menschen vorkommt. Wie ich mich nicht ändern konnte, so ist Dein Vater eben auch so,

wie er ist. Und in Deiner Mutter rebellierte südländisches Blut, wenn ihr das wohl auch nie zum Bewußtsein gekommen ist. Ihr Vater war ein Italiener, ihre Mutter eine Rheinländerin.“

„Aber wie sind diese beiden nach Erlengrund gekommen, Onkel?“

„Das ging so zu: Der Vater unseres jetzigen alten Herrn reiste viel in der Welt herum. Nachdem er draußen viel Schönes gesehen hatte, gefiel ihm im Herrenhause manches nicht mehr, und weil ihm die hiesigen Handwerker nie zu Danke arbeiteten, ließ er sich Tischler, Tapezierer und so weiter aus größeren Städten kommen. So brachte er auch von einer Rheinreise ein junges Paar mit. Einen italienischen Maler, den er in Köln kennen gelernt hatte, mit seiner Ehefrau. Deine Großeltern. Dein Großvater mußte nun verschiedene Bildnisse der Hartmannschen Familie malen, auch einige schöne Partien des Erlengrundes aufnehmen. Die Bilder sollten noch alle im Herrenhause hängen. Dann mußte er den großen Vorflur im Herrenhause mit den Bildern und Blumenwinden schmücken, die heute noch zu sehen sind. Es war zu dem Zwecke ein großes Gerüst im Flur aufgestellt worden. Dein Großvater soll auch mit seiner Arbeit bereits fertig gewesen sein, und nur hier und da noch einen letzten Pinselstrich angebracht haben. Um die Wirkung der Bilder zu prüfen, trat er weit von ihnen zurück. Dabei kam er versehentlich dem Rande des Gerüsts zu nahe, stürzte rücklings kopfüber in die Tiefe und brach sich auf den steinernen Fliesen des Flures das Genick. Er soll sofort tot gewesen sein.“

„Deine Großmutter betrat gerade in dem Augenblick, als der Körper ihres Mannes unten aufschlug, den Flur. Sie erlitt einen so heftigen Schreck, daß sie in ein hitziges Fieber versiel, in dem sie noch einem Kinde, Deiner Mutter, das Leben gab, und dann nach vier Tagen starb.“

„Die kleine Waise wurde von den Hartmanns zu armen Leuten in Pflege gegeben, die sie denn auch glücklich aufpäppelten, und bei denen sie dann auch bis zu ihrer Verheiratung blieb.“

„Natürlich mußte Deine Mutter alle Kimmernisse und Bitternisse eines armen Waisenkindes erdulden. Wahrscheinlich hat gerade das Verlangen, aus dem Elend heraus in bessere Verhältnisse zu kommen, sie bestimmt, den Antrag Deines Vaters anzunehmen. Bei den Erlengrunder Mädchen galten die Hammer Schmiede immer als gute Partie. Der Verdienst der Hammer Schmiede war zwar auch nie sonderlich höher als der der anderen Arbeiter, aber sie haben, wenn das auch niemand wissen durfte, aus dem abfallenden Eisen stets ihre Nebeneinkünfte gehabt. Deshalb haben auch die Hammer Schmiede niemals mit den anderen Werkarbeitern gemeinschaftliche Sache gemacht, was ein großes Unrecht war, sondern sie haben immer einen Stand für sich gebildet.“

„Vermutlich ist aber Deine Mutter mit ihrem Bestreben, als Frau sich für die Entbehrungen und Drangsale ihrer Kindheit und Jugendzeit zu entschädigen, bei Deinem Vater auf heftigen Widerstand gestoßen. Er duldete nicht, daß Deine Mutter sich ein einziges neues Kleid anschaffte. Sie mußte die ganz alten Kleider unserer verstorbenen Mutter tragen. Ich kann da freilich nur berichten, was mir erzählt wurde. In den ganzen Jahren habe ich keinen Fuß in das Gusterhaus gesetzt. Aber nach allem, was ich gehört habe, muß Deine Mutter gleich einem Vöglein, das sich im engen, finsternen Käfig aus Sehnsucht nach Licht, Luft und Freiheit verzehrt, langsam dahin gekiecht sein.“

Der Gottlieb schwieg, während die Minna von dem Gehörten tief ergriffen war. Das Lebensbild ihrer Mutter stand jetzt klar vor ihrem geistigen Auge. Wenn sie selbst, die doch schon Gusterblut in ihren Adern trug, aus den Konflikten mit ihrem Vater nicht herauskam,

was mußte da erst ihre Mutter, das Kind des italienischen Künstlers und der heiteren Rheinländerin, für ein Leben in dem finsternen Gusterhause geführt haben! Und Onkel Gottlieb, was mußte der gelitten haben! Schnell sprang sie auf, legte ihre Arme um Gottliebs Nacken, schmiegte zärtlich ihr Gesicht an seine rauhe Wange und flüsterte: „Sieber, armer Onkel.“ Und nach einer Weile: „Nicht wahr, Onkel, jetzt zeigst Du mir auch, was Du in dem kleinen Kästchen verborgen hast?“ (Fortsetzung folgt.)

Die Sinnesorgane des Menschen und ihre Pflege.

Von Dr. R. Silberstein.

(Schluß)

Um den Luftdruck der Paukenhöhle immer auf der gleichen Höhe mit dem der Außenluft zu halten, existiert ein Verbindungskanal, die Eustachische Röhre, die die Paukenhöhle mit dem Nasenrachenraum und so mit der Außenluft in Verbindung bringt. Wie wichtig diese Luftregelung für das Gehör ist, kann man bei jedem starken Schnupfen beobachten, der sehr häufig zu einer Verschwellung bis zum völligen Verschluss der Eustachischen Röhre führt; die Luft im Inneren der Paukenhöhle kann also mit der Außenluft nicht in Verbindung treten, der Luftdruck innen wird niedriger, das Trommelfell nach innen gedrängt und stärker gespannt. Es entsteht die Schwerhörigkeit, die wir so oft beim starken Schnupfen beobachten.

Die Pflege des Ohres hat ebenso wie beim Auge schon in der Jugend zu beginnen, gerade in der Jugend bedrohen mannigfaltige Gefahren das Gehör. Da sind es vor allem die Fremdkörper, die vielen Schaden anrichten. Kinder stecken ja beim Spiel aus Unart oder krankhafter Anlage alles Mögliche in die Ohren; Schuhknöpfe, Bohnen, Erbsen und die verschiedensten kleinen Kügelchen gelangen oft hinein. Möglichst gute Beaufsichtigung der Kinder beim Spiel, besonders solcher, die dazu neigen, Gegenstände in Ohr oder Nase zu stecken, ist zunächst erforderlich. Ist einmal ein Gegenstand ins Ohr gelangt, so kann es nichts Törichtereres geben, als wenn Eltern oder andere unfundige Personen mit Haarnadeln, Draht, Streichhölzern oder anderen Instrumenten die Dinge zu entfernen suchen, es gelingt fast nie, dagegen wird fast stet. der Gehörgang oder das Trommelfell dabei verletzt; harmloser schon ist der Versuch mit einer kleinen Ohrenspritze (einem Gummiball mit Gummiaufsatz aus einem Stück) Wasser ins Ohr zu spritzen und auf diese Weise den Fremdkörper zu entfernen. Gelingt dies nicht bald zum Ziel, so ist sofort ärztliche Hilfe erforderlich; ebenso gefährlich wie das oben angeführte Vorgehen bei Fremdkörpern ist die oft geübte Praxis, mit Ohrföfeln, Streichhölzern und anderen Gegenständen tief in den Gehörgang einzudringen, um Ohrschmutz daraus zu entfernen; im allgemeinen soll eine Reinigung des äußeren Ohrgangs nur bis zu einer Tiefe vorgenommen werden, wohin man mit einem Lappchen oder auch mit dem Finger gelangt.

Zu den am häufigsten beobachteten Schädigungen des Gehörs gehören die Katarrhe der Paukenhöhle, die sogenannten Mittelohrkatarrhe, besonders dann, wenn sie chronisch werden und zu größeren Verletzungen des Trommelfells und der Paukenhöhle geführt haben.

Die Mittelohrkatarrhe können sich an die verschiedensten Krankheiten anschließen, fast allen Kinderkrankheiten, Masern, Scharlach, Diphtherie können sie folgen; aber auch jede Influenza, jeder starke Schnupfen wird zeitweilig die Ursache der Leiden. Fast immer gelangen

die Krankheitsreger durch die Eustachische Röhre vom Nasenrachenraum in das Mittelohr. Wir sehen, dieser Verbindungsang, den wir vorher als so wertvoll und nützlich gepriesen haben, kann auch der Leiter von unangenehmen Krankheitsregern sein. Von vornherein wollen wir hier auf eine Unsitte hinweisen, die bei heftigem Schnupfen oft direkt zum Mittelohrkatarth führen kann, das ist das heftige Schnauben der Nase mit aller Gewalt und mit beiden Nasenlöchern zu gleicher Zeit; es ist fest gestellt, daß durch diese Kraftanstrengung nicht selten ein Schleimfröpfchen durch die Eustachische Röhre in das Mittelohr fliegen kann und die Paukenhöhle infiziert; man soll bei heftigem Schnupfen stets vorsichtig die Nase schnauben und dabei nur ein Nasenloch offen halten, das andere dagegen schließen.

Der Mittelohrkatarth ist deutlich erkennbar an heftigen Schmerzen im Ohr, an mehr oder weniger starkem Fieber, und bei größeren Kindern und Erwachsenen an dem den Patienten deutlichen Summen und Brausen im Ohr und immer zunehmender Schwerhörigkeit. Solche Krankheitszustände bedürfen sofortiger sachgemäßer Behandlung. Es ist leider auch hier wieder der verhängnisvolle Aberglaube verbreitet, daß man Ohrenlaufen für gesund hält, weil dabei alle bösen Säfte aus dem Körper kämen; diese durchaus mittelalterliche Anschauung hat schon vielen Kindern das Gehör geraubt oder sehr geschädigt, ja selbst das Leben kann durch Vernachlässigung von Mittelohrkatarthen in Gefahr gebracht werden. Hat nämlich der Eiter seinen ordentlichen Abfluß aus der Paukenhöhle, so kann er in die benachbarten Schädelknochen dringen, eine Vereiterung des Knochens hinter dem Ohre, des sogenannten Warzenfortsatzes, erzeugen, ja sogar ins Gehirn gelangen und eine tödliche Gehirnhautentzündung hervorrufen.

Wird dagegen beim Mittelohrkatarth sofort sachgemäß behandelt und im geeigneten Moment das Trommelfell vom Arzt durchstochen, so entleert sich der Eiter rasch und prompt nach außen, die Heilung tritt bald ein, das Gehör wird wieder völlig normal.

Ein Vorbeugungsmittel gegen Ohrlafarrhe besteht darin, bei allen oben angeführten Kinderkrankheiten die Patienten nicht zu früh aus dem Bette zu lassen; bei heftigen Erkältungskrankheiten, Schnupfen, Influenza sind Schwitzkuren das beste Vorbeugungsmittel.

Zu Störungen des Gehörs kann auch die sogenannte Rachenmandel führen, die im Nasenrachenraum liegt und nicht selten die Eingänge der Eustachischen Röhre verlegt. Bekannt ist ja auch, daß diese Wucherung nicht selten zu einer gewissen geistigen Trägheit führt und Veranlassung ist, daß die Kinder in der Schule zurückbleiben. Die neueren schulärztlichen Beobachtungen haben es als besonders nützlich erwiesen, daß diese Wucherung sobald wie möglich durch eine leichte Operation entfernt wird; wir werden beim Geruchsorgan noch von dieser Rachenmandel zu sprechen haben.

In der gewerblichen Beschäftigung wird das Gehör hauptsächlich in den Berufen bedroht, die mit besonders heftigem Lärm verbunden sind; so werden Schlosser, Schmiede, besonders Messerschmiede, nicht selten bis zu fast völliger Taubheit geschädigt; an Lokomotivführern, Müller und Fassbinder gehören zu den Arbeitern, deren Gehör sehr unter der geräuschvollen Arbeit leidet; bereits bestehende Ohrlafarrhen werden bei diesen Arbeitern stets verschlimmert. Verkürzung der Arbeitszeit, hauptsächlich Einschleichen von Pausen in die Arbeit. Aufenthaltsträume für die Pausen, die von den geräuschvollen Arbeitsräumen entfernt liegen, können manches bessern. Bei der Berufswahl sind natürlich junge Leute mit bereits bestehenden Ohrlafarrhen von den oben genannten Berufen fernzuhalten.

Ungleich weniger wichtig als die beiden genannten Sinnesorgane ist der dritte Sinn des Menschen, der Geruchssinn. Während ein Mangel oder das völlige Fehlen des Gesichtes oder Gehörs die Lebensfähigkeit des Menschen außerordentlich beeinträchtigt, ja völlig lahmlegen kann, ist der Mangel des Geruchssinns zwar für den Träger etwas unangenehm, schädigt auch vielleicht das seine Gemüthsleben, bedeutet aber sonst im allgemeinen wenig für Leben und Erwerbsarbeit (einige wenige Berufe, für die der Geruchssinn wichtig ist, ausgenommen). Den adäquaten Reiz für das Geruchsorgan bildet die chemische Einwirkung luftförmiger Stoffe. Die kleinste Menge dieser Stoffe, die noch durch den Geruch wahrgenommen werden kann, ist außerordentlich verschieden. So riecht eine Luftmasse, die ein zweihunderttausendstel ihres Volumens Bromdampf enthält, noch deutlich nach Brom, bei Ammoniak hört die Geruchsempfindung bei 33 000 facher Verdünnung auf. Alle luftförmigen Stoffe, die gerochen werden sollen, müssen durch die beiden Nasenlöcher in die Nase gelangen. Die Nase selbst ist durch die Nasenscheidewand in eine rechte und linke Hälfte, und jede Hälfte wieder durch die drei Muscheln in drei Nasengewölbe geteilt. Die ganze Nase innen ist mit Schleimhaut bedeckt. Die Nervenendigungen der Nerven sind stabförmige Zellen, die oben kleine Anhängsel haben, welche über das Niveau der Schleimhaut hinausragen; beim Hinüberstreichen der Luft werden die kleinen Anhängsel erregt und bringen so die Geruchsempfindung zustande. Solche Nierzellen sind nun aber nur an einzelnen Stellen der



Die Nase.

- K Obere Nasenmuschel.
- L Mittlere
- m Untere
- a Ausbreitung der Nerven.
- d Mündung der Eustachischen Röhre.
- g Oberlippe.

Nase in die Schleimhaut eingelagert, nämlich in dem oberen Teil der Nasenscheidewand, der oberen Muschel und dem oberen Teil der mittleren Muschel. Nur diese Partien vermitteln die Geruchsempfindung. Im allgemeinen werden nur die eingeatmeten Stoffe gerochen, während der Ausatemungsstrom vom Individuum selbst gewöhnlich nicht empfunden wird.

Der Teil der Nasenschleimhaut, der nicht mit Nierzellen bedeckt ist, trägt eine Zellschicht, die an der Oberfläche mit Härchen besetzt ist, die dauernd in einer wogenden Bewegung sich befinden, man nennt diese Zellen Flimmerzellen. Sie dienen hauptsächlich dazu, Staubteile, die in die Nase eingeatmet werden, aufzusaugen und durch die Flimmerbewegung wieder nach außen zu befördern. So sehen wir ja auch, daß der Nasenschleim von Menschen, die in stäubiger Luft arbeiten, ganz mit dem Staub und Schmutz vermischt ist. Die Nase ist also außer Geruchsorgan auch noch eine vorzügliche Schutzwehr für die Lunge; jede Störung der Nasenatmung und Ersatz durch die Mundatmung kann für die Lunge verhängnisvoll werden, weil durch den Mund viel leichter schädliche Stoffe in die Lunge gelangen als durch die Nase; solche Hindernisse der Nasenatmung sind meist Polypen, Wucherungen, die von der Nasenschleimhaut ausgehen und oft so groß werden können, daß sie die ganze Höhlung ausfüllen; auch die schon beim Ohr genannte Rachenmandel kann die Nasenatmung sehr behindern; baldige operative Entfernung sowohl der Polypen als auch der Rachenmandel ist sehr zu empfehlen.

Chronische Entzündungen der Nasenschleimhaut führen nicht selten zum Schwund der Nierzellen und haben dann Verlust oder Abschwächung des Geruchssinns zur Folge, auch

sehr übelriechende Schleimabsonderung kann sich an chronische Katarthe anschließen. Man lasse deshalb chronischen Schnupfen nicht zu lange einwurzeln, sondern suche ärztliche Hilfe auf, wenn ein Schnupfen nicht in kürzerer Zeit ausheilt. Fremdkörper werden von Kindern ebensooft in die Nase wie ins Ohr praktiziert. Sie erregen, wenn sie nicht bald entfernt werden, Katarthe der Schleimhaut mit übelriechendem Ausfluß. Dagegen ist es natürlich ein Aberglauben, daß sie von der Nase ins Gehirn gelangen könnten, wie man es nicht selten von Eltern hört.

Die Entfernung solcher Fremdkörper ist oft selbst für den Arzt schwierig; es sollten deswegen die Entfernungsversuche zu Hause gänzlich unterlassen werden, weil der Fremdkörper dadurch gewöhnlich noch tiefer hineingestoßen wird und dem Arzt die Auffindung und Entfernung dadurch nur erschwert wird. Tiefgehende Veränderungen der äußeren Nase, die Zellenase, oder größere oder geringere Verluste der Nasenflügel können durch Syphilis und Lupus entstehen. Unsere moderne Chirurgie leistet heute schon recht Anerkennenswertes in der Korrektur und Neuanfertigung von Nasen.

Ob durch die Berufsarbeit der Geruchssinn geschädigt wird, ist in größerem Umfange bisher nicht erwiesen, bekannt ist nur Verlust des Geruchssinns durch Bleivergiftung.

Dem Geruchssinn in gewissem Sinne verwandt ist der Geschmackssinn. Dieser hat seinen Sitz in den Nervenendigungen, die an der Zungenspitze, den Zungenrändern und dem hinteren Drittel des Zungenrückens in die Schleimhaut eingebettet sind.

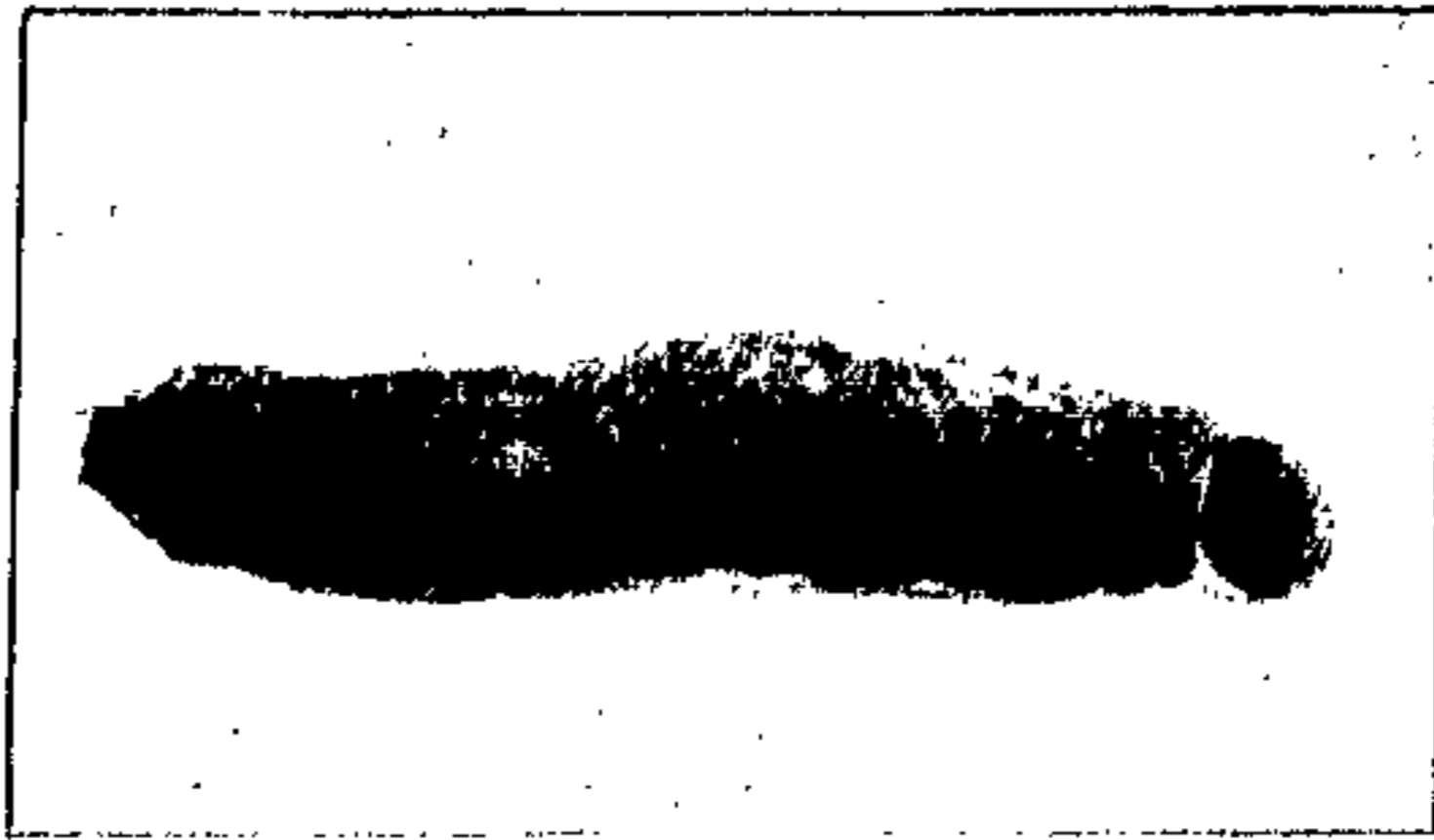
Diese Organe sind die sogenannten Schmeckbecher oder Geschmacksknospen, die, unter dem Mikroskope untersucht, sich als fladenförmige Gebilde mit einem zur Oberfläche führenden Gang darstellen. - Ihr Inneres enthält Zellen, zwischen welche die Nervenendigungen der Geschmacksnerven gehen. Den adäquaten Reiz für diese Nerven bildet die chemische Einwirkung flüssiger Stoffe. Als Hauptgeschmacksformen unterscheidet man süß, sauer, bitter und salzig; man nimmt an, daß für jede dieser vier Formen bestimmte Geschmackorgane vorhanden sind. So sollen 3. B. die bitter schmeckenden Nervenendigungen mehr auf den hinteren Teil der Zunge liegen. Ebenso verschieden wie beim Geruchsorgan sind auch beim Geschmackssinn die kleinsten Mengen, die noch empfunden werden. So schmeckt man gewöhnlichen Zucker schon in 1 Proz. Auflösung in Wasser nicht mehr, während Ackerextrakt bei 12 500 facher Verdünnung noch deutlich als bitter empfunden wird. Schwefelsäure schmeckt bei 100 000 facher Verdünnung noch eben merklich sauer, von Kochsalz dagegen darf die Verdünnung nur 426 fach sein, um noch als salzig geschmeckt zu werden. Das, was wir als Geschmack einer Speise bezeichnen, setzt sich aus einer Reihe von Sinnesempfindungen zusammen. Das Auge prüft das Äußere, ob es appetitlich aussieht, der Geruch ist von großem Einfluß für den Wohlgeschmack, der Tastsinn in der Form des Kälte- und Wärmesinns tritt ergänzend mit hinzu; alle diese Sinnesorgane zusammen mit dem Geschmackssinn erzeugen erst das, was der Kultur Mensch Geschmack einer Speise nennt. Tiere und niedere Menschen lassen natürlich ihren Geschmack ohne so bedeutende Nebenwirkung der übrigen Sinnesorgane wirken; ein bekanntes Beispiel dafür, wie wichtig der Geruch für den Geschmack einer Speise ist, ist der Versuch, eine Zwiebel mit fest geschlossener Nase zu essen; dabei wird von dem charakteristischen Zwiebelgeschmack so gut wie nichts empfunden; erst durch das Hinzutreten des Geruchs tritt der charakteristische Geschmack auf; allgemein bekannt ist ja auch, daß man bei heftigem Schnupfen, wobei die Nierzellen durch Veranschwellung der Nasenschleimhaut mehr oder

weniger außer Funktion gesetzt werden, vom Geschmack der Speisen sehr wenig empfindet.

Eine Pflege des Geschmackssinnes ist bei der Arbeiterschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung; ist es doch festgestellt, daß vielfach der Alkohol deswegen zu den Speisen genommen wird, um die oft mangelhaft und schlecht zubereiteten, nicht selten eintönigen und kalten Speisen künstlich schmackhafter zu machen. Eine Milderung kann hier natürlich nur auf ökonomischem Wege durch Besserung der Lage der arbeitenden Klassen, Verbilligung der Lebensmittel, Verkürzung der Arbeitszeit, Einführung von ausreichenden Pausen zur Aufnahme der Mahlzeiten geschaffen werden. Den Frauen und Mädchen des Proletariats muß durch Koch- und Haushaltungsschulen die Möglichkeit gegeben werden, die Zubereitung schmackhafter Speisen zu erlernen; heutzutage, wo die Not viele Mädchen dazu zwingt, sofort nach der Schulzeit in die Fabriken zu gehen, wird diese Kunst nur mangelhaft gelernt; eine besonders verkürzte Arbeitszeit für Frauen und Mädchen kann auch auf diesem Gebiete manchen Nutzen stiften. Inwieweit eventuell Wirtschaftsgenossenschaften mit gemeinsamem Küchenbetrieb eine Besserung in dieser Hinsicht erzielen könnten, ist bisher wohl noch nicht genügend erprobt, doch kann man eigentlich davon nur Gutes erwarten. Ueber die Störung des Geschmackssinnes durch gewerbliche Arbeit ist nicht viel bekannt, nur durch Bleivergiftung ist in sehr seltenen Fällen Verlust des Geschmackssinnes konstatiert worden. Mische und Köchinnen, die viel kochendheiße Speisen zum Zweck des Schmackens in den Mund nehmen, können durch die chronische Verbrennung ihrer Mundschleimhaut mehr oder weniger den Geschmack einbüßen.

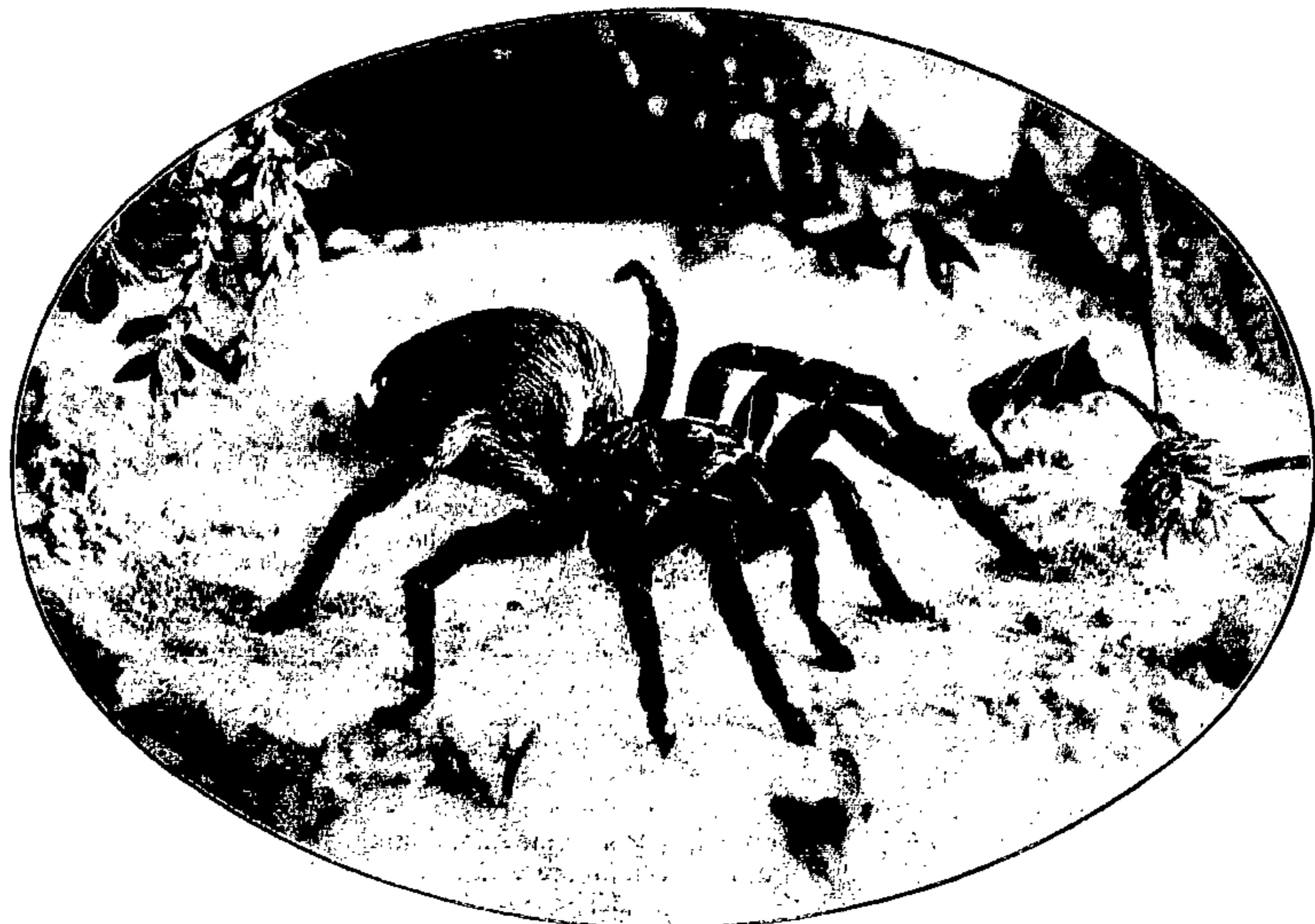
Der am einfachsten gebaute, aber für unseren Verkehr mit der Außenwelt äußerst wichtige Sinn ist der Tastsinn in seinen verschiedenen Formen. Er hat seinen Sitz in den Nervenendigungen der Gefühlsnerven, die in verschiedener Gestalt in den Schichten der äußeren Haut und Schleimhaut, einige oberflächlich, einige tiefer gelagert sind. Mittels dieser Nervenendigungen sind wir imstande, eine Reihe verschiedener Tastempfindungen zu haben. Wir können die Form eines Gegenstandes ohne Zuhilfenahme des Auges an seinen Umrissen feststellen, wir können sein Gewicht schätzen, wir können ferner unterscheiden, ob er warm oder kalt ist, und schließlich können wir auch den Ort unseres Körpers feststellen, von dem die Tastempfindung ausgeht. Der Tastsinn kann, wie man bei Blinden beobachtet, außerordentlich verfeinert werden. Gemäß den oben angeführten verschiedenen Arten des Tastsinnes, dem Drucksinn, dem Ortsinn, dem Wärme- und Kältesinn, hat die moderne Wissenschaft auch unterschiedliche Nervenendigungen festgestellt, die für die verschiedenen Arten des Tastgefühls

empfindlich sind; man hat sogar auf bestimmten Hautpartien genau die Punkte festgestellt, die Wärme, Kälte oder Druck empfinden. Für Wärme und Kälte haben die Wangen, die Augen-



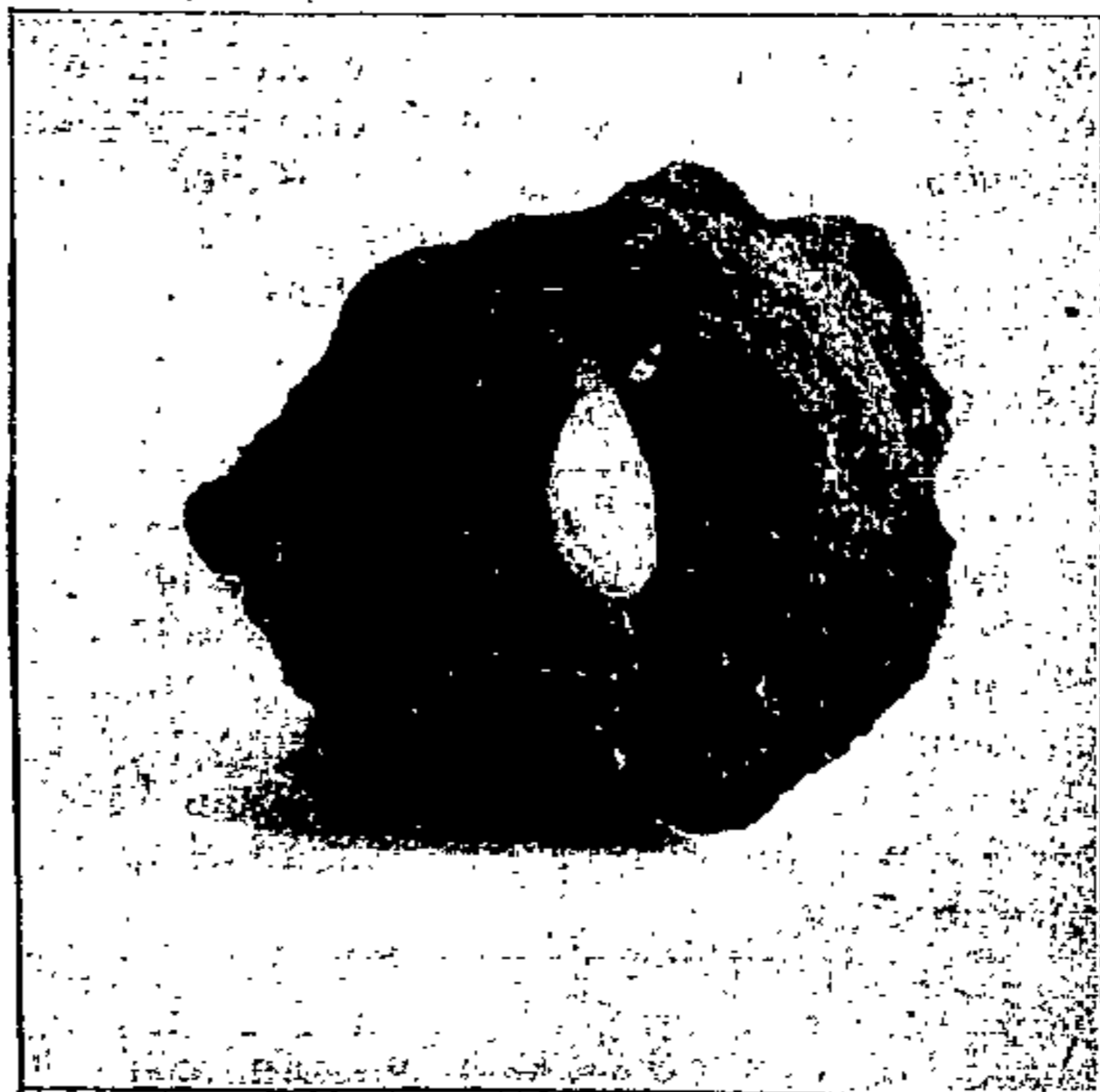
Teil einer Falltürpinne (Natal).

lider und die Zungenspitze das feinste Gefühl; die Nasenschleimhaut scheint dagegen ganz dieses Gefühls zu ermangeln. Druck und Zug sowohl als auch Wärme und Kälte können, wenn sie



Vogelpinne (Südamerika).

eine bestimmte Grenze überschreiten, zu einem Schmerzgefühl führen. Der Wärmeschmerz entsteht bei ungefähr 48 Grad Celsius, während bei 12 Grad Celsius das unangenehme Gefühl des Kälteschmerzes auf der Haut entsteht. Wärme-



Teil der Falltürpinne (San Francisco).

und Kälteschmerz sind um so stärker, je größer die Hautpartie ist, die der Wärme oder der Kälte ausgesetzt wird. So kann man einen einzelnen Finger in Wasser von 48 Grad längere Zeit halten, ohne besonderes Unbehagen zu empfinden, während beim Eintauchen der ganzen Hand bald unerträglicher Schmerz entsteht, übrigens kann in bezug auf Wärme- und Kälteschmerz die Gewöhnung vieles ändern, wie wir an den Japanern sehen, die sich in Bädern von 45 Grad Celsius recht wohl fühlen sollen.

Die Endapparate des Tastsinnes haben ihren Sitz in der Haut, somit ist die Hautpflege ein wichtiges Mittel, den Tastsinn gut zu erhalten. Alles was zur Verdickung der Haut führt, schwächt die Empfindung an dieser Stelle ab; so ist das Tastgefühl in Narben und Schwielen bedeutend herabgesetzt. Dann gibt es eine Reihe von Rückenmarks- und Gehirnleiden, die den Tastsinn stören, verändern, ja an einzelnen Stellen ganz beseitigen können; ähnlich wirkt auch sicher der Alkoholmißbrauch und das Blei mit seinem schädigenden Einfluß auf die sensiblen Nerven.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen. Soviel dürfte aus diesen Zeilen ersichtlich sein, daß unsere Sinnesorgane für uns von größter Bedeutung sind für den Kampf ums Dasein sowohl wie auch für den Genuß des Lebens. Jede einer fortschreitenden Kultur und Zivilisation muß es sein, ein viel größeres Gewicht als bisher auf die Pflege und Erhaltung dieser wichtigsten Organe zu legen; eine geistige Entwicklung des Volkes muß es auch zu erreichen suchen, die Sinnesorgane nach der geistigen Seite hin auszubilden. Das Auge zu lehren, nicht nur

die Arbeitsobjekte zu betrachten, sondern die Schönheiten der Natur und der Kunst, der Malerei und der Bildhauerkunst zu erkennen, dem Ohr den Sinn für die Schönheiten einer Beethovenschen Symphonie aufgehen zu lassen und anderes mehr.

Vieles muß auch auf diesem Gebiete noch erreicht werden, um allen Menschen die Lebensarbeit zu erleichtern und den Lebensgenuß zu verschöneren.

An den Pforten Asiens.

Von Ludwig Lessen.

An den Pforten Asiens, dort, wo die Kultur des Morgenlandes ihre Brücken zum Abendland geschlagen, beginnen sich gegenwärtig große Minderungen zu vollziehen. Die Forderungen der modernen Zeit haben vor der grünen Fahne des Propheten nicht Halt gemacht. Die Zaubertwelt des Orients soll entzaubert werden. Der Moslim hat die politische und wirtschaftliche Abgeschlossenheit, in die ihn die Starrheit seines Staats- und seines Religionsystems gezwungen, satt. Was allmählich und kaum sicht-

bar unter der Asche der Unzufriedenheit ge-
glommen, hat der Sturm der Gegenwart zur
Flamme entfacht. Noch flackert der Brand.
Doch schon ist die Gewißheit vorhanden, daß
etwas Neues im fernen Morgenlande im
Werden begriffen, von dem jede Rückkehr zu
dem Alten, Ueberlebten ausgeschlossen ist. Auch
in den ehemaligen Kulturländern der östlichen

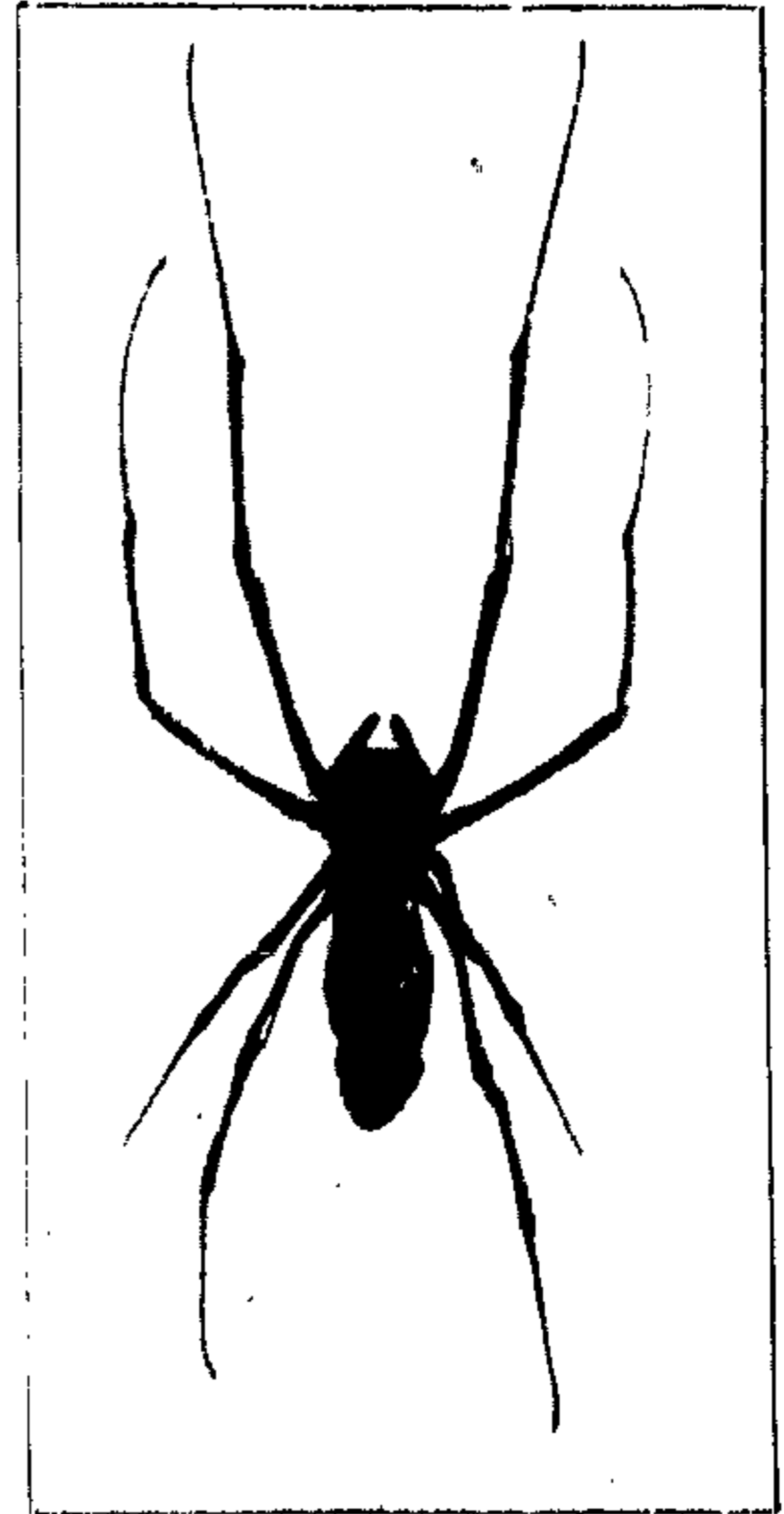
fahrtspreis Teilnehmenden das Klaffen der Hebe-
maschinen und die Kommandoworte der Schiffs-
offiziere. Dann stürzt alles dem Fallreep zu.
Ruder plätschern im Wasser und, wie von un-
sichtbarer Hand geleitet, gleiten alle Barken,
ganz gleich, ob sie Personen oder Gepäck tragen,
der Uferstelle zu, wo die Pass- und Zollrevision
stattfindet. Die Türken nehmen es in beiden



Gibber-Skorpionspinne (Mexiko).



Gliederpinne.



Madagassische Kreuzspinne.

wollen, quer auf uns zu; sie halten den Kurs so,
daß sie, ohne zu drehen, Bord an Bord mit uns
anlegen können. Aber die kleinen stinken Skiffs,
die unser Schiff schon vom Leanderturm her um-
schwärmen, drängen sich unserer Aufmerksam-
keit auf und verwischen in dem Augenblick, in
dem das Schiff sich festlegt, jeden anderen Ein-
druck. Der Kampf um das Ausbarken beginnt.
Die betrubanten Gesellen, die ein halbes Duzend
europäischer Sprachen radebrechen, haben das
Schiffsdeck überflutet und reißen sich um die
Fahrgäste. Die großen Hotels, die eigene
Barken halten, haben ihre Angestellten an Bord
geschickt. Für eine Viertelstunde ertönt das
Geschrei und Geschimpfe der um den Ueber-

Fällen recht genau. Sie fragen einen bis aufs
Heud aus und lassen sich obendrein für diese Aus-
fragerei noch bezahlen. Hat man aber endlich
ein halbes Duzend blauer Stempel mit un-
leserlichen Schriftzeichen in sein Passformular
gedrückt bekommen und einen plakartartigen Aus-
weis der Zollbehörde auf seiner Reisetasche

kleben — dann ist
man frei. Kon-
stantinopel, die
Märchenstadt des
Orient, steht dem
Fremdling offen.

Und jetzt erst,
da man der letzten
Echerereien mit
der Behörde über-
hoben ist, drängt
sich die ganze
Schönheit dieser
wunderbaren
Stadt den Sinnen
auf. Breit und
blau wälzt der
Bosphor seine
schnellfließenden
Wasser dem aus
dem goldüber-
sonnten Nebel
der Ferne hell
glitzernd auf-

schimmernden
Marmarameere
zu. Die Höhen
Skutaris grüßen
vom asiatischen
Ufer herüber. Jen-
seits des Goldenen
Hornes schimmern
die Marmormina-
rets prächtiger

alten Welt will man jetzt vom tausendjährigen
Schlase erwachen zu neuen Kulturtaten. Das
wird nicht von heute auf morgen gehen. Doch
die Würfel sind im Rollen. Am heftigsten aber
tobt der Kampf dort, wo Asien und Europa eng
aneinanderrücken und eine bunte Märchenwelt
im Glanze der südländischen Sonne träumt.

Von dem Zauber
dieser Welt, in der
sich gegenwärtig so
große Dinge voll-
ziehen, sollen die
folgenden Zeilen
einiges erzählen.

Das Mar-
marameer liegt
hinter uns. Auch
die dunkelen
Wasser des Bos-
porus umschäu-
men nicht mehr
den Riesenleib un-
seres Schiffes, das
sich scharf gen
Nordwesten abge-
bogen ist und im
Begriff steht, sich
auf der Rhede vor
Galata, jenem öst-
lichsten Teile des
Goldenen Hornes,
vor Anker zu
legen. Schon
dampfen ein paar
breitbauchige
Kohlenschiffe, die
unseren Kolosß
mit neuem Heiz-
material versehen



Argyope coguerelli (Vogelspinne aus Kamerun).

Moscheen. Mit ihrer Niesenkuppel schaut die Aja Sophia aufs Meer hinaus, und die Arkaden der Moschee Sultan Valide grüßen vom anderen Ufer jener dicht begangenen großen Brücke, die über das Bett des Goldenen Hornes hinüberführt.

Das laute, halbabendländische Getriebe Galatas umfängt uns. Kleine, schmale Gäßchen, in denen ein Verkaufsladen dem anderen benachbart ist, führen leicht bergan den Höhen Pera zu. Pera ist das „Europäer-viertel“ Konstantinopels. Seine Straßenzüge sind weniger eng, weniger schlecht gepflastert und weniger unsauber gehalten als die der anderen Stadtteile. Alles, was von abendländischem Komfort aufzubieten ist, vereinigt sich in der großen Perastraße, deren Etablissements und Geschäftshäuser denn auch in Wirklichkeit sich nicht vor denen Wiens oder Berlins zu schämen brauchen.

Doch nur diese eine Hauptstraße kann das Vorrecht einer solchen Ausnahmestellung für sich in Anspruch nehmen. Schon die von ihr ausstrahlenden Nebenstraßen haben, bis auf ganz kleine Konzessionen an den abendländischen Geschmack, ihren orientalischen Charakter treu bewahrt, wenn man auch nur selten einen Turbanträger in ihnen erblickt und das Straßenbild ein buntes Gepräge fast ausschließlich von den armenischen Händlern oder den langbärtigen Spaniolen erhält, die als Gelegenheitsarbeiter herumlungern. Und doch geht es nicht allzu still in diesen Gassen der Europäerstadt her; der Süden, der sich stets lauter und temperamentvoller als der Norden gibt, läßt sich auch hier nicht verleugnen. Schon die gellenden Rufe der Händler, die von Tür zu Tür ziehen, sorgen für genügende Lebhaftigkeit.

Wer sich einen orientierenden Rundblick über ganz Konstantinopel verschaffen will, muß den Galata-Turm besteigen, der an jener Stelle gelegen ist, wo die Galata-Treppe, eine breite, lebhafteste Stufenstraße, nach Pera hinaufführt. Schon von weitem ist der Turm sichtbar. Mit seiner braunen, brüchigen Mauerkrone ragt er hoch über die Dächer seiner Umgebung. Dem Näherkommenden repräsentiert er sich als ein rundes, massives Bauwerk aus byzantinischer Zeit. Er soll aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert stammen, mehrfach stark beschädigt, aber immer wieder, sowohl von den Genuesen wie von den Türken restauriert worden sein; gegenwärtig dient er als Feuerwarte. Man besteigt ihn gegen ein kleines Entgelt und genießt von seiner vierzehnstufigen Estrade einen unvergesslichen Blick über Konstantinopel und das Goldene Horn, über den Bosphorus, das Marmarameer und das asiatische Küstenland. In wunderbar zarten Farben leuchten und blinken unten die goldüberlachten Wasser. Schwarz und Klein liegen die Leiber mächtiger Schiffskolosse. Ihr Mastenwerk zerläuft zu feinen, filigranartigen Linien. Ueber den Hügel von Ejub steht die Sonne. Wie das Grün reifer Weinbeeren lachen die Gänge. In schmaler Fahrinne zerschneidet der Bosphorus das Land. Weiße Dörfer säumen seine Ufer. Das alte Stambul grüßt mit ungezählten Moscheen über das lichtblaue Wasser. Ein warmes Leuchten liegt um die Kuppeln der Gotteshäuser. Und die schlanken Pfeiler der Minarets baden sich im Lichte des wachsenden Tages.

Jedes der einzelnen Fenster oben auf der Estrade des Turmes bietet ein anderes Bild: da ist die Neue Brücke und die Alte Brücke, das von Griechen bewohnte Phanar winkt und das Judendorf Soğkji schiebt seine Häuser hinter Minali Kawak schüchtern hervor. Stambul mit seinen gewaltigen Moscheen und seinen öffentlichen Gebäuden ist vom Glanz der Morgensonne überstrahlt. Skutari und Saidar Pascha haben ihre Häuser um die Höhe des Bulgurlu

gestellt. Die Bringeninseln im blauen Marmarameer hat ein Lichtnebel mit unzähligen Goldfäden übersponnen. Und ganz hinten in der Ferne redt sich groß und grau der bythynische Olymp zum wolkenlosen Himmel.

Unten in Galata wogt das Leben, wie es bunter und lauter kaum an einem zweiten Hafenplatz Europas wogen kann. Dort bieten sich dem Fremden alle jene Belustigungen und Vergnügungen, an denen südliche Hafenstädte immer reich zu sein pflegen.

Zu den interessantesten Typen Galatas gehören die Geldwechsler; fast in jedem dritten Hause gibt es einen. Die machen gute Geschäfte. Auf sie ist jeder angewiesen: der Fremde und der Einheimische. Nur in ganz wenigen türkischen Lokalen oder Geschäften wird auf größere Münze herausgegeben. Ueberall herrscht der Brauch, die Ware nur gegen abgezählten Gelbbetrag herzugeben. Der Wechselner nimmt für das Umwechseln natürlich keine Prozente, die nicht allzu hohe sind, immerhin aber doch doppelt und dreifach ausfallen, da er (um von deutschen Münzsorten zu reden) z. B. ein Zwanzigmarkstück niemals in Markstücke oder gar Fünzigpfennigstücke einwechselt, sondern immer nur in vier Fünfundmarkstücke. Benötigt man kleinerer Münze, so ist man darauf angewiesen, jedes Fünfundmarkstück einzeln wieder in Kleingeld umzuwechseln. Der Wechselner verdient also erst bei der Einwechslung des Zwanzigmarkstückes und dann jedesmal, d. h. viermal, beim Einwechseln der Fünfundmarkstücke.

Hier haben sich auch zahlreich die türkischen und griechischen Warküche etabliert. Auf ihren blank geschuerten Metallherden steht eine ganze Batterie dampfender Töpfe. Alle die zahlreichen, gastronomischen Herrlichkeiten des Morgenlandes brodeln hier: Pilaw (Weiz und Fleischstücke), Dolma (mit Fleisch gefülltes Kraut oder Gurken), Kebab (Schmellbraten), Galva (Sesamspeise) usw. Man wählt nach Belieben und ißt, wenn man sich nicht auf türkische Art niederhockt, im Stehen. Kann man sich nicht verständlich machen, dann zeigt man einfach auf den Topf, aus dem man eine Portion haben möchte, und reicht ein Geldstück hin, nach dem die Größe der Portion bemessen wird. Getrunken wird beim Essen nicht. Hinterher genießt man eine Schale Kaffee.

In diesem Teile des abendländisch angehauchten Konstantinopel wird der Fremde womöglich noch leichter und skrupelloser übers Ohr gehauen als in den rein moslimitischen Stadtteilen. Es wimmelt denn auch von Händlern aller Arten, die ihren Schund, der in anderen Städten Europas keinen Käufer mehr anzulocken vermag, an den Mann zu bringen trachten. Sie haben meist einen guten Blick für die Nationalität des Fremden, den sie rupfen wollen, und dem Deutschen passiert es im Laufe des Tages mehr denn einmal, daß er in seiner Muttersprache, mitunter sogar im unverfälschten Dialekt, angesprochen wird. Und ist einmal der Landsmann erkannt, so wird er oft durch ganze Straßenzüge verfolgt, und es gibt keine Rettung mehr, außer einem Geldgeschenk oder dem Ankauf eines wertlosen Gegenstandes.

Ueber die Neue Brücke führt der Weg nach Stambul hinüber. So großartig der Blick von hier aus auch auf das Goldene Horn und auf den Hafen ist, so ungeheuer verwahrlost ist dieser Bau. Ein ewiges Schwanken, hervorgerufen durch den Niesenverkehr, der hier unaufhaltbar flutet, durchzittert die morschen Planken. Weite Risse, Löcher, aufgenagelte Bretter, lose gewordene Eisenteile gebieten Vorsicht beim Ueberschreiten der Brücke, an deren einen, dem Bosphorus zu gelegenen Seite alle jene kleinen Dampfer halten, die den Verkehr mit den nahegelegenen Orten des asiatischen Ufers aufrechterhalten.

Der Neuen Brücke parallel läuft in einiger Entfernung die Alte Brücke, deren Zustand einwomöglich noch verwahrloster ist.

Bunt und wechselreich ist das Leben auf beiden Brücken; doch ist das Bild, das der Menschenstrom der Neuen Brücke bietet, ein großartigeres. Nach beiden Richtungen hin eilen sie dahin: malerisch gekleidete Türken, hochgewachsene Kaukasier, schwarzzüngige Kurden, stolze Albanesen, ernst einhererschreitende Perser mit hohen Lammsfellmützen, weißbärtige Juden in langen grünen Staffanen, verschminkte Griechen, ordengeschmückte Wegs, beturbante Schwarze, vermunnte Haremsdamen, nachlässig schlendernde Abendländer, Krüppel, Bettler, Händler, aufdringliche Fremdenführer und listig dreinschauende Levantiner. Immer neue Typen bringen die Dampfer aus Asien. Und die kleinen flinken Kaiks, die bis nach Südlitische und Baharijehkji hinaufgleiten, tragen unablässig bunt gekleidete Männer aus den stillen Dörfern am Rande des Goldenen Horns hin zum Herzen der mohamedanischen Welt.

Wer die Neue Brücke überschritten und den Valufbasar, den Marktplatz der Fischhändler, betreten hat, der befindet sich in Stambul. Ein gewaltiger, wunderbarer Bau erhebt sich vor ihm: Sultan Valide. Hierliche Marmorarkaden tragen die reichen Kuppeln eines Hallenganges, der einen Vorhof umschließt. Dahinter erheben sich die Säulen zweier reich kannelierter Minarets, die je drei Balkone tragen, von einer wunderbaren Eleganz, überdeckt mit filigranartig durchbrochener Skulpturarbeit. Gewaltig wirkt die Hauptkuppel des Moscheegebäudes, und die alten Platanen, die auf dem Außenhof schatten, rahmen grün und freundlich den Niesenbau nach der Bazarseite.

Eine schmale Gasse voll bewegten Volkslebens, die Gasse der Vogelhändler, führt zum Ägyptischen Bazar. Das ist der Bazar der Kräutlerhändler, in dem sich Gewürzladen an Gewürzladen reiht. Senna zum Färben der Haare und der Fingernägel hält der eine feil, Surme zum Färben der Augenbrauen der andere. Dieser verkauft Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Mastix, Muskatnuß, Pistazien, jener Tamarinde, Quecksilber, Rhabarber, Farbhölzer, Schwefel, Alaun, Borax. Auch Opium und Hajdich werden geführt, ebenso verschiedene Aphrodisiaca. Das alles durchhaucht mit scharfen Düften den hohen, dümmrigen Hallenbau. Nur im Flüsterton wird gesprochen. Niemand fordert aufdringlich zum Kaufen ein. Kein Firmenschild im abendländischen Sinne unterscheidet den einen Händler vom andern. Dafür aber hängen vom Deckengewölbe zahlreiche Erkennungszeichen herab, die den einen Verkaufsstand als den des „Schiffes“, den andern als den der „Schildkröte“, den dritten als den der „Wiege“, den vierten als den des „Käfigs“, den fünften als den des „Eies“ usw. charakterisieren.

Der Weg vom Ägyptischen Bazar zum Großen Bazar führt durch ein Gewirr enger, schmutziger Gäßchen, die gewissermaßen eine Art Vorbereitung für den Großen Bazar sind. Dieser aber ist eine Stadt für sich selbst. Der innere primitiv überwölbte Raum zählt nicht weniger als dreißigtausend Verkaufsstände und elf Tore. Jedes Hausdwerk bietet seine Erzeugnisse in einer bestimmten Straße dar, so daß es eine Straße der Mützenmacher, der Tuchhändler, der Schuhmacher, der Pelzhändler, der Bettdeckenverkäufer, der Juweliere, der Töpfer, der Wollhändler, der Kuriositätenhändler usw. gibt. Bei den Seidenhändlern und Teppichverkäufern finden sich oft die wunderbarsten orientalischen Waren aufgestapelt. Die Straßen der Handwerker hingegen, in denen die zum Verkauf ausgestellten Gegenstände gleich fabriziert werden, geben ein gutes Bild von der Betriebsart, der man im Orient anhängt. (Zweif. folgt.)

Die Reise nach Paris.

Erzählung von B. Bergman.

(Fortsetzung.)

„Das ist Herr Levis,“ sagte Frau Brandel, „der so gut gegen uns gewesen ist.“ Maggie sah zu ihm auf, mit ihren offenen, lichterfüllten Augen, den Augen der Mutter, aber mit etwas mehr darin. Das Indolente, das Eva auch in jüngeren Jahren gehabt hatte, war bei der Tochter nicht zu finden. Sie war sehr blaß, beinahe weiß, die Stirne stark geröthet, die Nase kurz mit vibrierenden Flügeln, der Mund breit, aber schön geformt. Am ersten Augenblick erschien sie Fabian ausgesprochen lässlich, aber nach ein paar Stunden war er bekehrt, erobert, in den Schein dieses kleinen, allüblichen Wesens gezogen, das nicht fünf Minuten gleich blieb. Den einen Augenblick in lichterlohen Flammen, den nächsten erloschen wie auf das Kommando eines Nerven. Ihre Bewegungen konnten eckig und ungraziös sein wie die eines Klinglings, und dann war sie wieder Weib bis in die Fingerspitzen.

Und mit der Violine unter dem Kinn war sie verwandelt. Sie schien die Töne zu trinken, sie mit jeder Pore ihres Gesichts einzufangen. Eva und Fabian saßen nach dem Mittagessen stumm da, und bei einer Sonate von Cherubini zog ein alter Traum durch ihr Gemüth. Es war nichts, das Worte finden konnte, sie fühlten nur große Dankbarkeit gegeneinander. Frau Brandel war jetzt ruhig, die ärgsten Schwierigkeiten nach dem Todesfall waren behoben, und ihr kleines Geschäft fing an, gut zu gehen. Sie hatte sogar heute Levis die erste Rate ihrer Schuld abzahlen können.

Maggie saß auf dem Boden, mit dem Kopf im Schoß der Mutter.

„Du, Mutter,“ sagte sie, „wenn ich eine berühmte Künstlerin werde, so eine, deren Namen man in so großen Buchstaben druckt, dann fahren wir nach Italien. Ich spiele, und Du heimst das Geld ein. Plenty money, mam. Na, Du wirst sehen . . .“

Frau Brandel hielt ihr mit den Händen die Augen zu.

„Aber zuerst muß ich nach Paris. Ich muß. Hier daheim wird es nichts. Es kostet Geld, freilich, aber das will ich schon schaffen. Ich werde sparen, Lektionen geben. Und wenn es nicht reicht, so gehe ich zum König. Na, das tue ich.“

Sie war mit einem Sprung mitten im Zimmer.

„Ich nehme die Violine mit, und dann marschiere ich den Löwenhügel hinauf. Da steht ein Gardist, dem spiele ich ein Liedel, und dann stellt er gleich sein Gewehr weg und folgt mir, und das tun auch alle Schloßdiener und Lakaien. Dann komme ich zu den Kammerherren, die sitzen und spielen Karten und trinken Champagner und sind nicht gefährlich. Nicht wahr, Herr Levis, Kammerherren mögen schöne Mädchen gern leiden. Aber wenn der König uns sieht, die ganze lange Reihe, denn knize ich so, und sage: „Ich bin Maggie Brandel, und das ist meine Suite, und ich muß nach Paris, Majestät, jetzt, gleich . . .““

Fabian stand da und sah sie an. Er dachte an sich selbst und an seinen eignen Traum, und es erschien ihm ganz natürlich, daß es so gekommen war, wie es kam. Hier war auch eine, die vom Leben träumte, wie man träumt, wenn es vor einem liegt. Sie träumte vorwärts, er rückwärts . . .

Er freute sich an Maggie. An ihrer Frische. Und er ertappte sich selbst darauf, ihr Gesicht vor sich zu sehen, im Kontor und daheim in den Tabakswolken. Es war jetzt Sommer, und er kam häufiger und häufiger zu Brandels. Schließlich war es ein stillschweigendes Ueber-

einkommen, daß er seine Sonntagabende bei ihnen verbrachte. An der Wand hing das Porträt des Mannes, ein stumpfnasiges Gesicht, mit dichten, tief in die Stirn hängenden Haar, aber Eva sprach nie von ihm. Es ist eine unglückliche Ehe gewesen, dachte Fabian, und das schmeichelte ihm in irgendeiner Weise.

Manchmal gingen sie abends auf die Kastellinsel und soupierten, aßen zum Wellenrauschen Madieschen und Schinken und Spinat. Maggie rauchte Zigarretten, um eine große Künstlerin zu werden, und blies Fabian, Onkel Fabian, den Rauch gerade ins Gesicht. Aber wenn in den kleinen, dunklen Garten unter den rauschenden Laubmassen die Dämmerung einfiel, dann saß Levis stumm da und sah sie an. Einmal erröthete sie unter seinem Blick. Er erschraf selbst, und an diesem Abend hatte Frau Eva das Wort, bis sie vor dem Tor ihrer Wohnung standen.

Im übrigen verbrachte Levis die Nachmittage gewöhnlich zu Hause und rauchte. Seit Monaten hatte er nicht in den „Zigarro“ gesehen. Alles das über das Bois und Moulin de la Galette und Americain erschien ihm so naiv und zugleich so weit entfernt. Claire und Pauline verflüchtigten sich. Immer und allezeit sah er ein weißes Gesicht mit zwei großen Lichtglöben, eine kleine Stirn, die durch die Wand rennen wollte, und einen großen zuckenden Mund. Als er begriff, wie die Sache stand, nahm er Natifibrin. Er war offenbar im Begriff, den Verstand zu verlieren. Jetzt steckte er ja in einer neuen Tollheit, ärger als Paris, zehnmal unmöglicher. Geh und hänge dich auf, Fabian. Aber Fabian wollte nicht gehen und sich aufhängen, im Gegenteil, er rasierte sich, bürstete sich das Haar über die Ohren und nahm einen reinen Stragen um. Und dann sah er nicht so alt aus. Er war doch schließlich nicht mehr als vierundvierzig Jahre, und einmal war sie vor ihm erröthet.

Aber er beschloß, eine Zeitlang nicht zu Brandels zu gehen. Er wollte sich zuerst selbst dresfieren, versuchen, ein wenig Ordnung in all das Neue zu bringen, in das er geraten war. Endlich ließ man fragen, ob er krank sei. Nein, er wäre nicht krank, im Gegenteil, er hätte sehr viel zu tun gehabt, aber Montag, an Maggies Geburtstag, käme er natürlich sehr gern.

Und er kam, mit einer Menge Blumen und einem Gesicht, das er eine Stunde lang vor dem Spiegel einstudiert und in das er unter dem onkelhaften Wohlwollen so manches hineingelegt hatte, wie es ihm schien. Aber Maggie war keine Physiognomikerin. Sie nahm die Blumen mit beiden Händen und vergrub das Gesicht darin, trank den Duft, wie sie die Töne trank, wenn sie spielte.

„Und dann eine Kleinigkeit für die Violine,“ sagte Fabian. Sie saßen noch beim Dessert mit Wein in den Gläsern. Er reichte ihr ein Kuvert.

Sie riß es auf, darin lagen fünf Hundertfronenscheine, und in der nächsten Minute küßte Fabian ein paar Arme um seinen Hals und einen kleinen, kühlen Kuß auf der rechten Wange.

Er saß dann sehr still da, hörte wie aus weiter Ferne Dankagungen, führte ein Glas zum Munde, und küßte, daß seine Lippen feucht wurden, lächelte, obgleich die Haut straff gespannt war, trank und aß und trank wieder. Aber in seinem Innern schmerzte etwas. Es war ganz dasselbe Gefühl wie damals, als er nach Frau Brandels erstem Besuch allein blieb. Er sah ein Laternamagikabild langsam verblaffen und sich verflüchtigen.

„Das war ein leurer Kuß,“ sagte Fabian Levis mit einem kleinen Lachen zu sich selbst, als er abends heimging. Er trat in die Nikotinluft seines Zimmers, rieb Feuer an, nahm die Pfeife herunter und stopfte sie bestig mit Fingern, die ein wenig zitterten.

Zu Anfang des neuen Jahres reiste Maggie nach Paris. Sie hatte ein kleines Stipendium bekommen, und damit und mit Levis' und einiger anderer Unterstützung hatte sie berechnet, daß sie sich für den Anfang ein Jahr dort aufhalten und Lektionen nehmen konnte. Dann wollte sie in das Konservatorium eintreten, wenn es sich machen ließ. Sie hatte nun definitiv beschlossen, ein Meruda zu werden.

Es war ein langer Winter für Eva und Fabian. Sie hatten gegenseitig ein Bedürfnis nach ihrer Gesellschaft, und sie kamen sich während dieser Zeit näher als damals, als Maggie noch daheim war. Manchmal, wenn sie abends beisammen saßen und beim Tee plauderten, und eine Photographie von Mentlinger anhaben, fragte sich Fabian, ob sie wohl etwas von seiner Neigung für Maggie gemerkt habe. Sie hatte angefangen, von dem Verflorenen, von Fabians und von ihrer eigenen Jugend zu sprechen, und er mußte bald lachen, bald wurden ihm die Augen feucht. Aber das war vielleicht eine artige Weise, ihn an seine vierundvierzig Jahre zu erinnern.

Die Briefe aus Paris wurden immer laut gelesen. Maggie schrieb ihnen beiden, abwechselnd. Und es waren lauter Achs und Ohs und es lebe das Leben. Sie hätte eine ausgezeichnete Pension gefunden, es sei eine ganze kosmopolitische Kolonie, sie, die Schwedin, und dann ein Schottin, eine Russin und eine Amerikanerin und schließlich zwei kleine dralle HOLLÄNDERINNEN, die man die Eidamer Käse nannte. Die Schottin hieß Miss Hamilton und wäre bei schönem Wetter immer schlechter Laune. Aber Regen und Nebel liebte sie. Die Russin, den Namen konnte sie nicht schreiben, hätte gelbe Fingerspitzen vom Zigarrettenrauchen und von chemischen Experimenten und er hätte ihnen im Vertrauen, daß sie durch das Los ansersehen wäre, eine sehr hochgestellte Persönlichkeit zu läten. Einmal, als eine Spinne über die Wand kroch, hätte sie einen Nervenanschlag bekommen.

Und dann die Arbeit, sie hätte zwei Stunden täglich Lektion und spielte über vier. Wie doch alles anders wäre als daheim! Herzgott, wenn sie an ihren alten Lehrer dachte und an sein ewiges: „Vor allem gerade im Rücken, mein Fräulein, das tut der Violine gut!“ Hier könnte man sich ganz zusammenrollen, auf dem Kopf stehen, wenn man wollte; nur klingen müßte es. Und wenn die Stunde fertig war, dann sähe sie so aus, als hätte man sie direkt aus der Seine gezogen.

„Lieber Onkel,“ schrieb sie, „daß es so schwer sein soll, zu spielen! Ich liege nachts da und beiße die Zähne zusammen und wünsche mir den Tod. Aber am Morgen will ich wieder leben. Ach, Ihre kleine Maggie wird wachsen, wird groß und berühmt werden. Ich habe auch einen so göttlichen Professor. Ja, es steht Professor auf den Visitenkarten, aber nicht am Konservatorium hier. Seine Professur liegt wohl in der Westentasche. Ach was, dummes Zeug! Spielen kann er! Und was er für Augen hat, nicht solche Bumschauen, wie die in der königlichen Hofkapelle. Er hat eine Art, meine schwedischen Holzpföckchen von Fingern zu biegen, daß sie wie Wachs werden; und wenn ich gelobt werde — damit ist er sehr geizig — dann ist mir rein, als müßte ich tanzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gang in der Fröhe.

Der Harfenton der sturmgeschlagenen Föhren
Weckt ein Verlangen, ewig ungestillt,
Die Harmonie der Leidenslust zu hören,
Die aus dem eignen Busen quillt.

Des Herbstes graue Nebelrosse dampfen,
Am Horizont wölht sich ein Berg empor;
Wie eine Riesenfaut will er sich krampfen
Ins morgenrotbestrahlte Himmelstor.

Brich in mein Herz, du Glanz der goldnen Föhnel
In tiefster Seele bin ich dir verwandt,
Wenn ich hinaus ins Angenehme glühe,
Und faustgeballt sich recht des Willens Sand.

Du Lust der Morgenglut und Sturmgefänge,
Wie Schwerter Schlag auf meines Trostes Erz
Sollst du mich rütteln aus dem Qualgedränge
Und Kampfeswunden werfen in mein Herz!

Leon Solty.

Spinnentiere. Die Klasse der Spinnen wird in drei Ordnungen eingeteilt, und zwar in: Glieder-spinnen mit deutlich gegliederten Hinterleib, zu denen unter anderem die Geißelstorpione und die echten Storpione gehören; in Weber-spinnen, die den Spinnentypus am ausgeprägtesten zeigen und zu denen z. B. die Kreuz-spinnen und die Vogelspinnen zu rechnen sind, und schließlich in Milben.

Die Körpergestalt der Spinnentiere ist eine sehr verschiedenartige: zwar sind Kopf und Brust in der Regel zu einem Kopfbruststück verschmolzen, aber der Hinterleib läßt die ungleichartigsten Formen erkennen. Während er z. B. bei den echten oder Weber-spinnen kugelig ungegliedert und nur mit dünnem Stiele dem Kopfbruststück angefügt ist, heftet er sich bei den Storpionen mit breiter Ansatzstelle an das Kopfbruststück an und zerfällt in viele deutlich gegliederte Abschnitte, deren letzte mit besonderer Beweglichkeit begabt sind. Bei den Milben ist der ungegliederte Hinterleib mit dem Kopfbruststück verschmolzen. Das Kopfbruststück ist ein zusammenhängendes Stück, das mindestens aus sechs Teilen besteht, da es sechs Gliedmaßenpaare besitzt. Vier Paar Gliedmaßen davon werden als Beine lediglich zur Fortbewegung verwendet. Sie sind sehr lang und aus sieben Gliedern zusammengesetzt. Das letzte Glied davon trägt zwei Klauen. Wie für die Insekten die Sechszahl der Beine charakteristisch ist, so ist für die Spinnen die Achtzahl charakteristisch. Vor den Beinen liegen in der Umgebung des Mundes zwei weitere Gliedmaßenpaare, die wahrscheinlich zu Festwerkzeugen umgestaltete Beinpaare darstellen. Das äußere dieser Gliedmaßenpaare, Kieferfühler genannt, besteht bei den echten Spinnen aus 2 bis 3 Stücken und der scharfen, einschlagbaren Endklaue. Diese wird beim Angriff dem Gegner in den Körper geschlagen und verursacht eine gefährliche Wunde, da in dem Klauenglied bei den allermeisten Spinnen eine Giftdrüse mündet. Bei manchen Arten wird der Kieferfühler zum Scherenfühler, wenn das vordere Glied sich zu einem feststehenden Scherenblatt auswächst. Zwischen den Kieferführern und dem vordersten Beinpaar befinden sich die Kiefertaster, welche mehr oder weniger die Form und Gliederung eines Beines besitzen und oft noch mit einer Schere — man nennt sie dann Scherentaster — oder mit Klauen — sie heißen dann Klauentaster — enden. Fühler in dem Sinne, wie wir sie bei Insekten feststellen können, fehlen den Spinnen.

Das Nervensystem ist sehr verschiedenartig gestaltet. Von den Sinnesorganen sind außer den Tasthaaren nur noch die Augen bekannt. Sie sind immer unbewegliche Punktaugen, deren Hornhaut niemals jenen zierlichen, aus sechsseitigen Feldern zusammengesetzten Bau zeigt, wie wir das beim Insektenauge finden. Die Zahl der Augen ist verschieden, sie schwankt zwischen zwei und zwölf.

Der Verdauungsanal durchzieht in gerader Richtung den Körper. Er läßt drei Teile erkennen: Speiseröhre, Magen und Darm. Da die Spinnen ihre Beute meist aussaugen, hat sich bei den meisten Spinnen die Speiseröhre zu einem Saugmagen erweitert. Das Herz ist ein langgestrecktes, im Hinterleibe liegendes, mehrlammeriges Rückengefäß. Die Atmung geschieht durch sogenannte Tracheen,

b. h. durch auf der Oberfläche der Haut mündende Luftlöcher, oder durch Lungenfäden. Den Milben fehlen oft, wegen ihrer schmarotzenden Lebensweise, Herz und Atmungsorgane vollständig.

Die Fortpflanzung der Spinnen geschieht meist durch Eier, welche das Weibchen zuweilen bis zum Auskriechen der Brut mit sich herumschleppt und die es tapfer gegen Angriffe verteidigt. Einige Storpione und Milben gebären indessen lebendige Junge, welche die Storpionmutter zum Schutze gegen Verfolgung einige Zeit auf ihrem Körper mit sich herumträgt. Die ausgeschlüpften Jungen haben vielfach schon die Körperform der erwachsenen Tiere. Sie häuten sich während ihres Lebens oftmals. Damit verknüpft ist ein großes Regenerationsvermögen, d. h. verloren gegangene Teile, z. B. Beine, wieder zu ersetzen.

Die Spinnen leben der großen Mehrzahl nach vom Raube anderer Gliedertiere, namentlich Insekten. Meist saugen sie ihre Beute nur aus, selten verschlingen sie dieselbe. Einige niedere Formen leben als blutsaugende Schmarotzer an Wirbeltieren. Wenige haufen im Wasser, die meisten sind Landtiere, welche zwar über die ganze Erde verbreitet sind, in den heißen Zonen aber doch durch Artenzahl und Größe überwiegen. Man kennt mehrere Tausend lebender Arten.

Nach Vorausscheidung dieser allgemeinen Betrachtungen über Bau und Leben der Spinnen können wir nun an die Betrachtung unserer Bilder gehen. Eines unserer Bilder stellt eine Spinne dar, die zur Ordnung der Glieder-spinnen, und zwar zu deren Unterordnung der Geißelstorpione, gehört. Diese Geißelstorpione kommen nur in der heißen Zone vor, werden bis über 10 Zentimeter lang und sind wegen ihres giftigen Bisses sehr gefürchtet. Wie wir das auch an unserem Bilde sehen können, sind die zum Ergreifen der Beute dienenden Kiefertaster kräftig entwickelt. Das Kennzeichen der Geißelspinne ist, daß nicht alle vier Beinpaare, sondern nur drei davon der Fortbewegung dienen. Das erste Beinpaar trägt nämlich einen langen, peitschenähnlichen geringelten Anhang, die sogen. Geißel, die den Tieren auch den Namen gibt. Die Gattung Telyphonus, zu der unser abgebildetes Tier gehört, unterscheidet sich von den anderen Gattungen der Geißelstorpione dadurch, daß sich bei ihr vom Hinterleib ein besonders langes Stück abgegliedert hat, welches in einem langen Faden ausläuft.

Wir sehen ferner eine Vogelspinne aus Südamerika und eine solche aus Kamerun. Die Vogelspinnen gehören zu den Weber-spinnen, d. h. zu den mit Spinnwarzen versehenen Spinnen. Sie sind meist große, dichtbehaarte Tiere, deren Kieferklauen abwärts eingeschlagen werden. Sie leben in den wärmeren Ländern, spinnen lange Nöhren oder tapezieren sich ihre Schlafwinkel in Erdlöchern, Baumröhren, zusammengesponnenen Blättern und dergleichen mit dickem Gespinste zu einem Neste aus. Sie erwarten ihre Beute am Eingange ihrer Wohnung oder ziehen im Freien auf Raub aus, dabei schleichen sie sich an andere Tiere heran, überfallen sie im Sprunge und können auf diese Weise selbst kleine Wirbeltiere wie Vögel und Mäuse töten.

Solche Spinnennester, deren kreisförmige Öffnung mit einem Deckel von Seidengespinnt von gleicher Größe versehen ist, zeigen zwei unserer Abbildungen. Der Deckel ist mittels Seidenfäden einseitig befestigt und fällt daher zum Schließen heran. Bei drohender Gefahr wird er von der Spinne mit den Vorderklauen angezogen. Das eine langgestreckte Nest wog übrigens 1 Kilogramm. Es stammt von einer Spinne aus Port Natal, während das andere Nest von einer kalifornischen Spinne erbaut wurde.

Endlich finden wir in einem Bilde noch eine Kreuzspinne aus Madagaskar dargestellt. Die Kreuz-spinnen gehören ebenfalls zu den Weber-spinnen. Sie sind leicht erkenntlich an der kreuzähnlichen hellen Zeichnung auf dem Hinterleibe. Sie weben zwischen Bäumen, Ästen und Mauern ein feinstrecht schwebendes, radförmiges, von konzentrischen Fadenkreisen durchzogenes Gewebe und lauern im Mittelpunkt desselben oder in entferntesten Schlupfwinkeln auf Beute, die sich in ihren Netzen fängt. Die Kreuz-spinnen gehören zu den giftigen Spinnen, die zwar für den Menschen nur äußerst selten gefährlich werden, unter Umständen aber für den Viehbestand ganzer Landstriche geradezu verderblich sind, was schon daraus hervorgeht, daß in einer einzigen Kreuzspinne nach Angaben eines deutschen Gelehrten genug Giftsubstanzen enthalten sein sollen, um z. B. tausend Ratten zu töten. h. b.

Dannecker. Nach dem Verfall des großen und edlen Stils der Früh- und Hochrenaissance nahm im neunzehnten Jahrhundert die Plastik, wie ihre Schwesterkünste Architektur und Malerei, einen

neuen Aufschwung, indem sie, so wie ihre glänzende Vorgängerin, wieder an der Antike, und zwar der echten, hellenischen, sich aufriehete. Winkelmann mit seinen „Gedanken“, Lessing mit seinem „Laokoon“ waren vortreffliche Wegweiser.

Der erste, welcher von der Unnatur und affektierten Süßlichkeit der Bildnerei zu reinerer, klassischer Auffassung lenkte, war der Venetianer Antonio Canova, dessen Werke hohe Formschönheit aufweisen und der besonders glücklich war in der Darstellung weiblicher Schönheit, wiewohl auch er von überzierlicher Manier und Glätte sich nicht völlig freihielt. Sein Einfluß auf die Epoche war bedeutend. Sein Schüler und Freund war Johann Heinrich Dannecker, den man nicht mit Unrecht den Reformator der Skulptur in Deutschland genannt hat. Er steht im Rang in der Mitte zwischen Canova und dem großen Dänen Thorwaldsen.

Vor 150 Jahren, am 15. Oktober 1758, wurde Dannecker geboren in dem zum Stuttgarter Bezirk gehörigen Städtchen Waldenbuch, wie früher angenommen wurde, während jetzt Stuttgart als seine Geburtsstadt gilt. Sein Vater, ein herzoglicher Stallknecht, lebte in ärmlichen Verhältnissen und wurde mit Familie 1764 nach Ludwigsburg versetzt. Hier regte sich in dem Knaben bald der Genius der Kunst. Auf jedes Stückchen Papier, das er erwischen konnte, warf er Zeichnungen, besonders von Blumen und Soldaten, und wenn es ihm an Papier fehlte, trachtete er Figuren mit einem Meißel auf Werksteine eines nachbarlichen Steinhauers. In den wirtschaftlich engen Verhältnissen seiner Eltern wäre jedoch sein heißer Wunsch, Künstler zu werden, unerfüllt geblieben, hätte nicht der Duodezbeige Herzog Karl Eugen, der in späteren Jahren den Pädagogen spielte, den Dreizehnjährigen in seine Militärakademie, die Karlschule, aufgenommen, wo bekanntlich auch Schiller seine erste Ausbildung erhielt. Anfänglich zum Tänzer bestimmt, zeigte er ein so hervorragendes Talent zum Zeichnen, daß er in die Klasse der Bildhauer versetzt wurde. Mit achtzehn Jahren erwarb er mit seinem Milon, die Hände im Baumspalt, von einem Löwen angefallen, dessen Modell noch vorhanden, den wohlverdienten Preis. Zwei Jahre später verließ er die Schule und wurde als Hofbildhauer mit 300 Gulden Jahresgehalt angestellt. 1783 trat er, aus Armut zu Fuß, die Reise nach Paris an, zu seiner weiteren Ausbildung. Doch erst in Italien, wohin er nach zwei Jahren zog und wo er fünf Jahre verblieb, schlug er neue Kunstpfade ein, unter dem Einfluß des nur um ein Jahr älteren Canova, der ihn wegen seines allezeit heiteren Sinnes il beato (der Glückliche) nannte. Hier, wo er auch mit Herder und Goethe verkehrte — der ihn in seinen Briefen eine herrliche Natur nennt — schuf er die in Marmor ausgeführten Statuen der Ceres und des Bacchus (im Stuttgarter Mühlendenzschloß). 1790 nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er Professor der bildenden Künste und später Generaldirektor der Akademie der schönen Künste.

Als Schiller 1798 die Heimat besuchte, ließ er sich gern gefallen, von dem Jugendfreund seine Lebensgröße Büste modellieren zu lassen. Sie ist ein vorzügliches Werk und befindet sich in Marmor ausgeführt, auf der Bibliothek zu Weimar. Nach Schillers Tod hat er die bekannte Kossälobüste Schillers ausgeführt.

Weltberühmt und unzähligmal nachgebildet ist die Bacchusbraut Ariadne mit dem Panther auf der Insel Naxos, die im Bethmann-Museum zu Frankfurt a. M. in einer eigenen Nische mit künstlerischem Oberlicht aufgestellt ist.

Zu seinen bedeutendsten Werken gehören auch der Evangelist Johannes in der Grabkapelle auf dem Rothenberg bei Stuttgart. Diese Stadt selbst besitzt die beiden kolossalen Wasser- und Wiesenhymnen, in Sandstein ausgeführt, am oberen Anlagensee, sowie die prächtige Brunnenhymne mit der Amphora. Auch sein Christus ist zu nennen, dessen Modell eine Zierde der Stuttgarter Spitalkirche ist. Ferner die griechische Dichterin Sappho in Marmor im Mühlenschloß Monrepos, und Amor und Psyche auf dem Schloß Rosenstein.

Seit 1829 kränkelnd, verlor er mit der Zeit völlig das Gedächtnis und starb am 8. Dezember 1841.

Auf dem Stuttgarter Schloßplatz hat der verstorbene Hofbildhauer Turck sein Büstendenkmal geschaffen, dem eine griechische Muse den Kranz aufsetzt. Ein schnurriges Werk, worüber ein Poet das Epigramm prägte:

„Beim Danneckerdenkmal hab' ich gedacht:
Der Dannecker — hätt' es anders gemacht.“

st.

Nachdruck des Inhalts verboten!